

Einleitung

*music heard so deeply that it is not heard at all,
but you are the music while the music lasts*
T. S. Eliot

Ganz bei der Sache sein zu können, ist offensichtlich eine derjenigen Fähigkeiten, deren Mangel heute vielfach schmerzlich bewusst wird. Dass sie gleichwohl noch lange nicht aus der Welt ist, zeigt sich deutlich dann, wenn es mitunter gelingt, sich eine ganze Weile so sehr in das Geschaute oder Gehörte zu versenken, dass nur noch dieses ist – „und nichts außerdem“. Freilich bedürfte es gar keiner so außerordentlichen Erfahrung, um diese Aussage zu tätigen, hat doch jedes Wahrnehmungsbewusstsein diese Grundstruktur.¹ Als solche konstatiert werden kann sie freilich erst im Nachhinein und nicht immer drängt sie sich dem reflexiven Bewusstsein dann derart auf, wie im Nachgang zu Erlebnissen außergewöhnlicher Versenkung.

Ein Hort solcher in der Reizüberflutung heutigen Alltagslebens seltener gewordenen Erfahrungen scheint von jeher die Welt der Musik gewesen zu sein. Diese eröffnet denjenigen, die sich auf sie einlassen, anscheinend leichter den Zugang zur Sache selbst als es andere Bereiche der Wirklichkeit vermögen. Allerdings ist bei einer solchen Behauptung Vorsicht geboten. Sich auf ein Musikstück einzulassen, kann auf so unterschiedliche Weisen vor sich gehen, wie: die musikalische Entwicklung mitvollziehen, in sie eintauchen; vom Rhythmus getrieben werden, in ihm taumeln; sich von einer Melodie gefangen nehmen lassen, in ihr schwelgen; in eine Stimmung versetzt werden, ihr erliegen ... Welche dieser Weisen ist näher an der „Sache“? Und was ist hier überhaupt mit „der Sache selbst“ gemeint? Auch ist für die Möglichkeit, nicht nur Musik zu hören, sondern selbst Musik zu „sein“, wie es T. S. Eliot in dem eingangs zitierten Vers aus dem dritten seiner vier Quartette („The dry salvages“) ausdrückt,² die Qualität des wahrgenommenen Musikstückes ebenso von Bedeutung wie die Häufigkeit seines Erklingens.³ Schließlich hat das Wahrnehmungssubjekt beim Musikhören viel komplexere Arbeit zu leisten als bei einer einfachen visuellen Wahrnehmung, und nicht jeder ist dazu bereit oder in der Lage. Dennoch – ohne in diesem Zusammenhang auf weitere Probleme eingehen oder die genannten vertiefen zu können – ist der Ausspruch von T. S. Eliot für einen musikalischen Menschen auf Anhieb nachvollziehbar. Er fasst eine erhebende Erfahrung in einfache Worte. Gelegentlich nämlich gelingt es, beim aufmerksamen Hören

¹ Vgl. HAEFFNER 2005, 143-145 (A3), der einen zweifachen „Aufgang“ als das Urphänomen des Wahrnehmungsbewusstseins aufweist: Die intendierte Sache geht einem auf, wird bewusst, so aber, dass das wahrnehmende Bewusstsein für sich selbst nicht thematisch wird. Es geht in der Sache auf und ist damit ganz bei ihr: „Der Baum blüht.“ Und dann erst, in einem zweiten, reflexiven Schritt: „Ich sehe, dass der Baum blüht.“

² ELIOT, Gesammelte Gedichte, hg. von Eva Hesse, 316.

³ Vieles deutet etwa darauf hin, dass die alltägliche Allgegenwart seichter Melodien, die nichts anderes als „Hintergrundmusik“ sein sollen, die Erfahrung des intensiven Bei-der-Sache-Seins auch aus dem Refugium der Musik vertreibt.

so sehr in die Musik „hinein zu kommen“, dass diese den Hörer „mitnimmt“ und „trägt“, bis der letzte Ton verklungen ist. Dann erst kommt das wahrnehmende Subjekt wieder „zu sich“. Diese Erfahrung wird als sehr erfüllend erlebt, und die Tatsache, dass sie dauert („while the music lasts“), es sich dabei um einen Wahrnehmungsprozess handelt und nicht allein um einen einzelnen Sinneseindruck, mag mit ausschlaggebend dafür sein.

Nun berichten Menschen, die selbst musizieren, vor allem solche, die dies mit Können und Hingabe tun, von einer ganz ähnlichen Erfahrung, die allerdings den Bereich der bloßen Wahrnehmung überschreitet,⁴ der vorgenannten jedoch derart ähnelt, dass man versucht ist, von einer Erweiterung dieser Erfahrung zu sprechen. Um bei den Worten von T. S. Eliot zu bleiben: Nicht nur der Hörer, auch der Spieler und mit ihm das Instrument sind ganz Musik. Während das reflexive Bewusstsein notwendiger Bestandteil des Einübens eines Musikstückes ist,⁵ würde es dessen Ausführung behindern und unter Umständen gar misslingen lassen.⁶ Da ist die Rede vom Einswerden mit dem Klangkörper, vom Organischen eines guten Orchesters, vom blinden Sich-Verstehen der Musiker untereinander. Ganz bei der Sache zu sein, hieße demnach im Kontext des Musizierens, in der Tätigkeit des (Zusammen-)Spieles aufzugehen; so sehr, dass man, um diesen Umstand möglichst treffend auszudrücken, anstatt davon zu reden, dass ich spiele, sie spielt oder wir spielen, besser davon spricht, dass „es spielt“.⁷

Erlebnisse dieser Art sind nicht nur Musikern vorbehalten. Andere Künstler erzählen davon, wie sie manchmal nach Tagen kreativer Leere plötzlich in einen Schaffensprozess geraten, in dem sich alles wie von selbst ergibt, der Pinsel nur so läuft, jeder Strich sitzt oder die

⁴ Inwiefern es angeraten ist, angesichts fließender Übergänge zwischen Wahrnehmung und Handlung, Theorie und Praxis oder Passivität und Aktivität streng zu unterscheiden, kann hier ebenso wenig erörtert werden, wie die Frage, in welchem Verhältnis diese drei Begriffspaare zueinander stehen.

⁵ Nirgendwo kommt das so gut zum Ausdruck wie in der Geste des „Absetzens“, bei der das Musikinstrument kurzzeitig in Distanz zum Spieler gebracht wird. Mag dieser Akt anfangs vor allem dadurch verursacht sein, dass der Übende über das bisher Einstudierte (!) noch nicht hinausgelangt ist oder bei einer besonders schweren Stelle immer wieder ins Stocken gerät, so ist er bei ernsthaft und ausdauernd Üben vor allem durch eine ständige Achtsamkeit darauf motiviert, wo und wie das eigene Spiel noch verbessert werden kann. Der Musiker ist mit *sich* unzufrieden und überlegt sich, wo noch Übungsbedarf besteht. Dieses reflexive Bewusstsein ist allerdings keineswegs hinreichend dafür, ein Musikstück erlernen zu können. Gerade beim mehrmaligen Wiederholen einzelner Passagen kommt es darauf an, in den Melodiefluss zu gelangen.

⁶ „To tell you the truth, I never really thought about what you think about when you're playing. I imagine if I really went into it, I notice sometimes [...] I have the ability to put my mind completely out of what I'm doing. I can play a solo and play 20 choruses and not even think of the fact that I'm playing. Then I realize, Wow, I played a long time, and I stop, because my mind is on some woman uptown.“ (zitiert nach: PFLEIDERER 2004, 88) Was der Saxophonist Julian „Cannonball“ Adderly hier berichtet, werden viele Musiker durch eigene Erfahrung bestätigen können. Es sind aber gerade Jazz-Musiker, die darüber regelrecht ins Schwärmen geraten. Das liegt wohl vor allem am spezifischen Charakter der Improvisation, die in dieser Musikrichtung einen besonders hohen Stellenwert einnimmt. Beachte auch CORTÁZAR 2004, 86.

⁷ Vgl. DOERNE 2002 („Es spielt. Das Geheimnis des Musizierens und seine Vermittlung“). Dass Analoges für das Spiel im Sport gilt, zeigt HORN 2010, 162f.

Hand mit dem Meißel wie geführt wirkt. Da ist der Schauspieler, der so sehr in einer Rolle aufgeht, dass er im Stück zuhause ist, oder die Tänzerin, die eins wird mit ihren Bewegungen. Im Sport wird der viel gepriesene Teamgeist beschworen, der eine Mannschaft auf einer Woge der Begeisterung zu Höchstleistungen tragen kann. Der Skifahrer entwickelt ein Gespür dafür, sich so in den Hang zu legen, dass er sich eins fühlt mit ihm, ebenso wie der Segler mit dem Wind. Aber auch der Alltag hält die Möglichkeit der Erfahrung, erfüllend in einer Tätigkeit aufzugehen, bereit, wenn etwa ab und an die Vertiefung in eine Arbeit höchst fruchtbar wird, weil jeder Schritt sich wie von selber tut und am rechten Platze ist: „Es geht“.

Die eben genannten Beispiele können einen ersten Einblick gewähren in das, wovon die vorliegende Arbeit handelt. Ihr Gegenstand ist eben jenes Phänomen, dass „es geht“, ein Prozess also, der von denjenigen, die sich an ihm beteiligen und ihn erfahren, als eigendynamisch wahrgenommen wird. Weitere Redewendungen wie „es gelingt“, „es läuft wie von selbst“ oder „es kommt ins Rollen“ bezeugen diese Erfahrung und substituieren als „Subjekt“ dessen, was da geschieht, ein „es“ bzw. das Geschehen selbst. Dem Eindruck, dass man dabei in Fluss kommt, verdankt sich der Begriff „Flow“, der im wissenschaftlichen Kontext als Terminus technicus für das geschilderte Erlebnis fungiert.

Die Untersuchung dieses Phänomens ist, was Selbstverständnis und Methode betrifft, im phänomenologischen Kontext verortet. Sie fühlt sich dem Anspruch verpflichtet, „die Sache selbst“ zum Vorschein kommen zu lassen und sieht ihre Aufgabe darin, das Flow-Erleben für das philosophische Gespräch zu erschließen. Um dieses Vorhaben zu bewerkstelligen, wird auf das Denken Heinrich Rombachs zurückgegriffen. Es kann dabei helfen, das Phänomen adäquat zu beschreiben und seine konstitutiven Elemente herauszuheben. Umgekehrt eröffnet das vertiefte Verständnis für das Flow-Erleben einen fruchtbaren und sachgerechten Zugang zum komplexen Denken Heinrich Rombachs.

1. Vorbemerkungen

Nach diesem ersten knappen Aufriss des Gegenstandsbereiches und des Zieles dieser Untersuchung dient das nun folgende Kapitel der notwendigen Klärung einiger grundlegender Fragen: Warum widmet sich die Arbeit diesem Untersuchungsgegenstand? Und was ist genauer darunter zu verstehen? (1.1) Gibt es bereits Arbeiten, die sich damit beschäftigen? Und was zeichnet in diesem Zusammenhang das Denken Heinrich Rombachs aus? (1.2) Warum wird vorrangig der Ausdruck „es geht“ verwendet? (1.3) Und schließlich: Wie wird – anhand der präzisierten Zielvorgabe – weiter vorgegangen? (1.4)

1.1 Zur Wahl des Themas – ein Erfahrungsbericht

Wenn es auch strittig ist, ob eine persönliche Betroffenheit im Verlauf einer wissenschaftlichen Abhandlung unthematisch oder gar thematisch eine Rolle spielen sollte, so gehört es doch zur Lauterkeit eines Autors, Aufschluss über den Anlass und die Motivation zur Wahl seines Themas zu geben. In eins damit kann hier auf der Basis eines Erfahrungsberichts eine vertiefte Einführung in das Phänomen des Flow-Erlebens erfolgen.

Dass und wie „es geht“, gehört zum Erfahrungsschatz vieler Menschen.¹ Besonders eindrücklich und – im herkömmlichen wie im wörtlichen Sinne – fragwürdig wurde mir dieses Phänomen im Bereich der (religiösen) Jugendarbeit, wo es sich auf eine Art und Weise ausprägte, die allgemein bei der Bildung von Gruppen auftreten kann. Was ich jahrelang fasziniert aus der Teilnehmerperspektive wahrnehmen durfte, erschloss sich mir nachträglich in mitleidender Funktion. Am Anfang einer Jugendfreizeit steht eine Phase der Vorbereitung. Es gilt ein Thema zu finden, welches die Jugendlichen anspricht, fördert und fordert, damit verbundene Ziele aufzustellen und Methoden zu finden, die zur bestmöglichen Umsetzung dieser Ziele führen. Darüber hinaus ist es notwendig, den Ablauf der Tage zu planen, nicht aber so, dass er – einmal festgelegt – später minutiös in die Tat umgesetzt wird, sondern so, dass auf unerwartete Umstände flexibel reagiert werden kann. Jede noch so gute Organisation kann den Erfolg nicht garantieren. Die Zusammensetzung der Teilnehmer aus ihren unterschiedlichen Sozialisationen und mit den verschiedenen Beweggründen ihres Daseins vor Ort, die vorhandene oder erst noch zu weckende Bereitschaft dazu, die angebotenen Wege mitzugehen, plötzlich auftauchende Fragestellungen, die sich als weit drängender herausstellen als die zuvor erarbeiteten – all das sind Unabwägbarkeiten, die eine wichtige Rolle für den Verlauf einer Jugendfreizeit spielen. Gelingt eine solche, dann in der Regel so, dass sich nach der Bewältigung einiger Anfangsschwierigkeiten eine deutliche Mehrheit der Teilnehmer motiviert auf das ihr Angebotene einlässt, die Bereitschaft, sich einzubringen, steigt und

¹ Bei einer repräsentativen Umfrage in Deutschland gaben 90% der Befragten an, Zustände zu kennen, „in denen das Bewußtsein völlig vom Tätigkeitsvollzug absorbiert ist“. Vgl. RHEINBERG 2006, 153f. Ein Indiz für die allgemeine Verbreitung dieser Erfahrung sind zudem die vielen Sprachspuren, vor allem in Redewendungen, die sich auch in meinem Erfahrungsbericht finden lassen.

das Verständnis untereinander wächst, so dass am Ende Betreuer und Teilnehmer auf eine im Großen und Ganzen harmonische Woche zurückblicken, die einen Beitrag zur Reifung im Leben und Glauben erbringen konnte.

Nun kann es während des Verlaufs einer derart gelingenden Jugendfreizeit geschehen, dass sich in einem bestimmten Moment mit der Gruppe etwas ereignet, was sich jeder noch so guten Planung entzieht. „Da springt der Funke über“, sagt eine Redewendung und trifft damit sehr gut den springenden Punkt dieses Augenblicks. Von außen betrachtet geschieht dabei nicht viel und nichts augenfällig Großes, aber wie ein kleiner Funke sich zu einem mächtigen Feuer ausweiten kann und damit entscheidend dafür ist, was er in Gang setzt, so auch dieser Moment, bei dem es „ins Rollen“ kommt. Das kann durchaus an einem Programmpunkt geschehen, dem im Rahmen der Vorbereitung keinerlei Schlüsselfunktion zugedacht wurde. Und wenn „es“ eintritt, kann man auch nicht sagen, warum es gerade jetzt passiert, woher es kommt und wie lange es anhalten wird, was sich daraus noch alles ergeben kann. Aber so wenig greifbar „es“ auch ist, so deutlich zeichnet es sich doch überall ab: im Umgang miteinander, der sich fortan unkompliziert und ungekünstelt liebevoll gestaltet; in der Art und Weise, wie alle bei der Sache sind, aufmerksam und hellwach, mit sensibilisiertem Gespür für das, was den Anderen umtreibt; in der Empfangsbereitschaft der Teilnehmer, in ihrem Willen, selbst etwas zum Gelingen beizutragen; in der engen Verbundenheit untereinander; in der eigenartigen Atmosphäre, die dabei spürbar wird.

Alles fühlt sich verwandelt an. Eine ganz spezifische Hochstimmung bricht sich Bahn, die sich deutlich von den Zuständen des „High-Seins“ unterscheidet, welche sich in ekstatischen Momenten einstellen. Es geht durchaus nüchtern zu, aber spürbar anders als zuvor. Qualitativ anders. Ja, man möchte sagen: Qualitativ höher. Möglichkeiten werden entdeckt, die zuvor nicht wahrgenommen wurden oder sich überhaupt nicht geboten hatten. Schlummernde Talente, die zu aktivieren sonst ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen und Überzeugungsarbeit seitens der Förderer und beim Talentierten viel Selbstbewusstsein und Vertrauen in die Gruppe erfordern, erwachen nun scheinbar mühelos zum Leben. Der unterschiedliche Charakter der an diesem Geschehen beteiligten Jugendlichen profiliert sich dadurch, so dass die erlebte Einheit gerade nicht die Individualität unterdrückt, sondern diese zugleich herauszuarbeiten und zu integrieren vermag. Der Austausch untereinander verbessert und vertieft sich. Aufkeimenden Konflikten, die zu bewältigen eigentlich viel Kraft und Mühe kostet, wird man nun gelassen Herr. Misslingt etwas, so wird es aufgefangen vom im Ganzen gelingenden Prozess, der den Eindruck vermittelt, sich von selber zu tun. „Es geht.“ Mehr noch: „Es läuft.“ Irgendwie stimmt alles, passt alles, gehört alles zusammen: Die Jugendlichen, die Betreuer, das Thema der Tage, ja selbst die landschaftliche Umgebung und das Wetter erscheinen als miteinander verwobene und ineinander verfügte Teile eines einheitlichen Geschehens, das bis in die Fingerspitzen der an ihm beteiligten Menschen hineinwirkt ...²

² In seinem Roman „Der Klang der Zeit“ (im Original: *The Time of our Singing*, New York 2003) schildert Richard Powers die Entstehung eines Vokalensembles, die deutliche Strukturparallelen zum eben geschilderten Prozess aufweist. Vgl. POWERS 2004, 637-640.

Und dann ist „es“, dieses kraftvolle und doch fragile Etwas, plötzlich weg; oft, weil einer oder mehrere so stark dem Gruppengeist entgegen handeln, dass er daran zerbricht; manchmal aber lässt sich ebenso wenig wie zu Beginn des Geschehens feststellen, warum: „Die Luft ist einfach raus.“ Der Abbruch muss nicht immer auf einen Schlag erfolgen, der Prozessfluss kann auch langsam ins Stocken geraten und schließlich verenden: Es vergeht, es zerläuft. Zurück bleibt eine seltsame Leere und das ungute Gefühl, den richtigen Moment, zu einem Ende zu kommen, verpasst zu haben: „Wenn es am schönsten ist, soll man aufhören.“ Manchmal gelingt es aber auch, diesen Abschluss zu finden. Er fügt dann nicht als abruptes Ende dem Geschehen Gewalt zu, sondern vollendet es, rundet ab und sorgt dafür, dass das Erlebte noch einige Zeit im Alltag weiter wirken kann. Es bleibt die Erinnerung an eine bewegende Erfahrung, die man nicht nur nicht missen möchte, sondern gerne wieder einmal machen will.

Trotz des nachhaltigen positiven Eindruckes, den diese und andere Flow-Erlebnisse im Gedächtnis hinterließen, zog ich das Erfahrene lange Zeit nicht als möglichen Gegenstand für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung in Betracht. Die Frage, warum dies so war, scheint mir mit biographischen Antworten nicht hinreichend geklärt, da sie sich auf einer anderen, allgemeineren Ebene wiederholen lässt: Warum wurde diese Erfahrung, die von vielen Menschen als erfüllend und beglückend wahrgenommen wird, bisher kaum als Forschungsobjekt von den Einzelwissenschaften aufgegriffen oder zum Thema der Philosophie? So fand der Autor dieser Arbeit seinen philosophischen Zugang zu dieser Erfahrung denn auch eher zufällig in den Schriften Heinrich Rombachs.

1.2 Zum Stand der Forschung – Flow in der Philosophie?

Wer versucht, die Erfahrung, dass „es geht“, *philosophisch* aufzuarbeiten, betritt weitgehend Neuland. Nimmt man nämlich das Wagnis auf sich, Vorgänger und Vordenker zu suchen, stößt man nirgendwo auf so deutliche Spuren wie im Werk Heinrich Rombachs. Er ist wohl der Einzige, der sich bisher explizit und intensiv auf philosophische Weise dieser Erfahrung angenähert hat.³ Dass nun endlich die Zeit dafür reif ist, diese eindrückliche und nachhaltige Erlebnisform von der Peripherie in die Mitte des philosophischen Interesses zu rücken, dafür spricht die Existenz eines Sammelbandes, der vor kurzem durch den amerikanischen Philosophen Brian Bruya herausgegeben wurde.⁴ Darin beschäftigen sich namhafte Wissen-

³ Inwiefern auch andere abendländische Denker in diesem Erfahrungsraum Aufenthalt fanden, wird im Laufe dieser Arbeit immer wieder zum Vorschein kommen, zugleich aber auch die Gewissheit, dass er ihnen – anders als Rombach – nicht zur Heimat geworden ist. Ohne den Eindruck einer willkürlichen Zusammenstellung vermeiden zu können, seien an dieser Stelle genannt: Augustinus, Friedrich Schiller, Friedrich Nietzsche, Martin Heidegger, ... Eine Beschäftigung mit dem ostasiatischen Denken – auch das wird diese Untersuchung zeigen – erscheint hingegen vielversprechend.

⁴ Vgl. BRUYA 2010. Der Herausgeber des Buches ist sich seiner Pionierrolle wohl bewusst: „This is the first book to explore the cognitive science of effortless attention and action.“ (Klappentext)

schaftler aus verschiedenen Perspektiven mit „Effortless Attention and Action“, also eben jenen Erfahrungen des mühelosen Aufgehens in Tätigkeiten. Der Schwerpunkt der Beiträge liegt deutlich auf erkenntnistheoretischen und neurowissenschaftlichen Fragestellungen, die sich aus langjährigen psychologischen Forschungen zur Thematik ergeben haben.

Denn allenfalls hier, im Bereich der *Psychologie*, fand bisher eine fruchtbare wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem genannten Phänomen statt. Die wohl bekannteste Theorie auf diesem Gebiet ist die Flow-Theorie von Mihaly Csikszentmihalyi. Unter dem Begriff „Flow“ versteht Csikszentmihalyi „das holistische Gefühl bei völligem Aufgehen in einer Tätigkeit“⁵, deren Verlauf als fließende Bewegung von einem Zustand in den nächsten erlebt wird. Seit 1975 widmet sich Csikszentmihalyi kontinuierlich der Erforschung dieses Phänomens, zunächst in hauptsächlich qualitativen, später vermehrt in quantitativen Studien.⁶ Während seine Untersuchungsergebnisse anfangs nur zögerlich zur Kenntnis genommen wurden, griffen in den letzten zwei Jahrzehnten immer mehr Autoren seine Anregungen auf, um sie zu adaptieren und zu modifizieren.⁷ Jenseits des Flow-Konstrukts finden psychologische Annäherungsversuche an das Phänomen vor allem bei der Analyse von Gruppenprozessen statt. Während sportwissenschaftliche Untersuchungen zum Thema oft stark von psychologischen Arbeiten beeinflusst sind, wird das Phänomen auch innerhalb pädagogischer, soziologischer, religionswissenschaftlicher und kunsttheoretischer Abhandlungen zur Kenntnis genommen.⁸ All diesen Theorien ist gemeinsam, dass sie sich dem Phänomen unter der Perspektive einer bestimmten Einzelwissenschaft nähern, mit bestimmten Vorentscheidungen in Bezug auf die Interpretationsweise und zuvor schon auf dasjenige, was überhaupt erst in den Blick der Untersuchung gelangen kann. Csikszentmihalyi etwa führte seine Analysen auf der Basis motivationspsychologischer Vorüberlegungen und gelangte so zu wichtigen Erkenntnissen über das Flow-Erleben. Sein größtes Verdienst liegt sicherlich darin, ein Phänomen, welches zuvor kaum die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich ziehen konnte, dem wissenschaftlichen Diskurs innerhalb der Psychologie zugänglich gemacht zu haben.

In der Philosophie steht eine solche Hebung des Phänomens in den Rang des Debattierwürdigen noch aus. Dabei könnte gerade eine genuin philosophische Herangehensweise zu

⁵ Vgl. CSIKSZENTMIHALYI 1985, 58f.

⁶ Vgl. neben dem eben genannten Werk („Das *flow*-Erlebnis. Jenseits von Angst und Langeweile: im Tun aufgehen“) die Aufsatzsammlung CSIKSZENTMIHALYI/CSIKSZENTMIHALYI I. 1991. Beachte auch CSIKSZENTMIHALYI 1999 („Lebe gut! Wie Sie das Beste aus Ihrem Leben machen“) und 2004 („Flow. Das Geheimnis des Glücks“); diese beiden Bücher sind zwar eher populärwissenschaftlich gehalten, aber keineswegs nur Ratgeber zur Lebenshilfe, wie die deutsche Titelseite suggeriert.

⁷ Vgl. RHEINBERG 2006a, bes. 345f.; RHEINBERG/VOLLMMEYER/ENGESER 2003.

⁸ Eine ausführliche Aufzählung und Beurteilung kann diese Arbeit nicht leisten. Dazu müsste, um nur zwei Beispiele zu geben, etwa der von Abraham Maslow geprägte und nicht nur religionswissenschaftlich relevante Begriff der „Peak experience“ (vgl. MASLOW 1964) ebenso gehören wie Maria Montessoris „Polarisation der Aufmerksamkeit“ (vgl. STEIN 2003). PLÖHN 2002 weist bei mehreren Reformpädagogen Parallelen zum Flow-Verständnis von Csikszentmihalyi nach.

einem besseren Verständnis des Flow-Erlebens beitragen. Denn jeder Wissenschaft, die das Erfahrene zu einem Gegenstand empirischer Forschung funktionalisiert bzw. funktionalisieren muss, bleibt Wesentliches verborgen. Um diesem auf die Spur zu kommen, ist es sinnvoll, sich soweit als möglich jeder theoretischen Vorannahme, die schon als solche potentiell verstellend ist, zu enthalten.⁹ Dazu hat der Weg von der Wirklichkeit des Phänomens zum Wirklichkeitsverständnis zu verlaufen, nicht umgekehrt. Diese Aufgabe kann und muss von einer Einzelwissenschaft wie etwa der Psychologie nicht geleistet werden. Die Philosophie hingegen hat sich ihr zu stellen.

Die vorliegende Arbeit versucht dieser Aufgabe gerecht zu werden, zum einen, indem sie sich der Erfahrung, dass „es geht“, phänomenologisch annähert, zum anderen, indem sie mit Heinrich Rombach auf einen Denker rekurriert, der diese Annäherung auf seine Weise bereits vollzogen hat, so sehr, dass ihm dadurch diese Erfahrung zum Thema und Movens seines philosophischen Schaffens wurde. Da die Auseinandersetzung mit dem Denken Rombachs am Anfang steht und sich erst zögerlich in Veröffentlichungen niederschlägt, scheint eine eingehende Beschäftigung mit dem Würzburger Philosophen umso interessanter. Diese Untersuchung kommt damit zwei Forschungsdesideraten entgegen: der Erschließung des in der Psychologie unter dem Begriff „Flow“ bekannten Phänomens für die Philosophie und der intensiveren Auseinandersetzung mit der Philosophie Heinrich Rombachs.

1.3 Zum Vorzug des Ausdrucks „es geht“

Die vorliegende Arbeit verwendet den in gewisser Weise naheliegenden, weil im wissenschaftlichen Diskurs inzwischen hinreichend bekannten und akzeptierten Ausdruck „Flow“ nicht als alleinigen Leitbegriff, da dieser sehr eng noch mit seinem „Schöpfer“ Mihaly Csikszentmihalyi in Verbindung steht und daher für den Kenner ein Theoriegebäude mit präsent hält, das einen unbefangenen philosophischen Zugang eher erschwert. Andererseits erscheint der Begriff „Flow“ für jemanden, der sich mit der zugehörigen Deutung noch nicht befasst hat, merkwürdig blass und unprägnant. Vor allem aber entwickelte Heinrich Rombach die Grundlagen seines Denkens vor der ersten Veröffentlichung Csikszentmihalyis und führte seine Beschäftigung mit dem hier untersuchten Phänomen nach allem, was wir wissen, völlig unabhängig von der Flow-Theorie durch, weswegen es nicht angebracht wäre, ihm ständig einen fremd-sprachlichen Begriff in den Mund zu legen.¹⁰ Andererseits geht es

⁹ So wird etwa der Interpretationsspielraum Csikszentmihalyis durch die – freilich von ihm modifizierte – Motivationstheorie der Psychologie bestimmt. Diese scheint zwar zur Beschreibung und Erfassung des Flow-Erlebens gut geeignet zu sein, dennoch stellt sie eine theoretische Vorentscheidung dar, die wissenschaftstheoretisch hinterfragt werden kann.

¹⁰ Die eher beiläufige Erwähnung des Begriffes „Flow“ bei HORN 2010, 158 und die implizit damit verbundene These, dass es Rombach um eben dasjenige geht, was mit diesem Begriff bezeichnet wird, sind meines Wissens bisher singulär in der Rombach-Literatur.

uns in erster Linie um die Sache und nicht um die Worte, mit denen sie bezeichnet wird. Zu einem Horror termini besteht daher wahrlich kein Anlass, was ja schon im Titel dieser „Philosophie des Flow-Erlebens“ ersichtlich wird.¹¹ Während der Vorteil des Begriffes „Flow“ in seiner wissenschaftlichen Anknüpfungsfähigkeit liegt, zeichnet sich der Ausdruck „es geht“ durch Sachnähe und Affinität zum Denken Heinrich Rombachs aus.

Allerdings lässt sich nicht verleugnen, dass sich eine gewisse begriffliche Verlegenheit einstellt, wenn man den etwas sperrigen Ausdruck „es geht“ verwendet. Diese kommt nicht von ungefähr. Zum einen stellt unsere Sprache kein Wort zur adäquaten Beschreibung der dadurch angezeigten Erfahrung zur Verfügung – ein Umstand, der sicherlich entscheidend dazu beiträgt, dass diese Erfahrung so gering im öffentlichen Bewusstsein verankert ist.¹² Zum zweiten lassen sich bei Heinrich Rombach gleich mehrere Begriffe ausmachen, die das betreffende Phänomen fokussieren. Dieser Befund hängt eng mit der genannten Sprachlosigkeit zusammen, die Rombach durch Neologismen und Bedeutungsverschiebungen von bekannten Wörtern, die im alltäglichen Gebrauch weder ausschließlich noch vorrangig mit dem untersuchten Erfahrungsbereich zu tun haben, überwinden will. Auch wenn sich, wie noch zu zeigen ist, mit den Schlagworten „*reines Geschehen*“ und „*hermetische Erfahrung*“ zwei Hauptbegriffe herausarbeiten lassen, eignen sich doch beide nicht für eine erste Charakterisierung des Phänomens – weder grundsätzlich, da sie zu viele interpretative Vorgaben machen, noch in Bezug auf dessen Behandlung in Rombachs Philosophie als ganzer, da sie aus unterschiedlichen Ansätzen seines Denkens stammen.

Es gilt also einen Begriff zu finden, der auf den ersten Blick mit der zu untersuchenden Erfahrung in Verbindung gebracht werden kann, dabei aber möglichst wenige Vorentscheidungen für eine eingehende Deutung trifft und bestenfalls auch bei Heinrich Rombach Verwendung findet. Mehrere Gründe sprechen dafür, den Ausdruck „es geht“ zu wählen. Dass er seinen Anhalt in gängigen Beschreibungen des Phänomens hat, dürfte bereits klar geworden sein. Er ist zudem weit genug, verengt also nicht den Blick auf einen bestimmten Aspekt und ist dennoch so konkret, dass er das Phänomen anzeigt: dessen Bewegtheit und Prozesshaftigkeit, die inhaltlich durch das Wort „gehen“ und formal durch die Wahl eines Verbs als Darstellungsform anstatt eines Substantivs vermittelt werden; und das eigendynamische Moment dieses Geschehens, auf welches das Wort „es“ hinweist. Der Ausdruck wird in dieser Hinweisfunktion überdies an verschiedenen Stellen im Werk Heinrich Rombachs gebraucht, so dass auch das dritte der für die Begriffswahl angeführten Kriterien erfüllt ist.¹³ Eine zu-

¹¹ Der ursprüngliche Titel der Dissertation lautete: „Es geht“. Zur Grunderfahrung des Denkens von Heinrich Rombach.

¹² Dass diese gewiss ungewöhnliche alltagssprachliche Leerstelle nicht als Hinweis darauf zu verstehen ist, man habe es hier mit gar keiner „echten“ Erfahrung zu tun, sondern mit einem bloßen Konstrukt aus verschiedenen Einzelemotionen und -kognitionen, das lebensweltlich nicht verankert sei, zeigt RHEINBERG 1996, 109f. Beachte dazu auch Kapitel 2.2 dieser Arbeit.

¹³ Vgl. etwa ROMBACH, StO, 158, 228f., 240, 245, 250; StA, 112, 212; GPh, 164; U, 25, 81, 153; WG, 124, 129; LG, 283-285 und 289. – Im Folgenden werden die Hauptwerke Rombachs lediglich durch die jeweilige Sigle, ohne Angabe des Autorennamens, gekennzeichnet. Beachte dazu S. 309 im Literaturverzeichnis.